Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 33 (1951)

Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

191
Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 16. Februar 1951 | Erscheint jeden Freitag | 33. Jahrgang Nr. 7

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Ein Protest gegen die Verletzung der politischen Neutralität

An die Leitung der Radio-Genossenschaft Basel.

Sehr geehrte Herren!

In der Generalversammlung vom 31. Januar 1951 wurde unser Vorstand von den rund 200 anwesenden Mitgliedern und Gästen beauftragt, bei der Leitung des Radio Basel offiziell zu protestieren wegen der Verletzung der politischen Neutralität des Radios durch den Briefkastenonkel.

In der letzten Montag-Fragestunde antwortete der «Onkel» auf die Frage eines Riehener Neffen betr. Bürgerrecht der mit einem Ausländer verheirateten Schweizerin ungefähr so:

Er fände es absurd, zu denken, dass die Frau ein anderes Bürgerrecht haben könne als der Mann. Dies gefährde die Einheit der Familie. Man solle sich den Fall vorstellen, wo im Krieg die Frau Mann und Kinder im Stich lasse und sich ins Schweizer Reduit rette. Er sei sich bewusst, mit dieser Antwort in ein Wespennest zu stechen.

Da das Schweizer Radio zur politischen Neutralität verpflichtet ist, werden die Mitteilungen seiner Sprecher vom Schweizer Volk ohne Misstrauen entgegengenommen. Und gerade die Meinung eines «Briefkastenonkels» kann für gewisse Hörer massgebend werden. Nimmt er also zu einer politischen Frage Stellung, so darf er das nur in sachlicher Weise tun, keinesfalls so, dass er den Stimmbürger einseitig beeinflusst.

Die Schweizer Frauenorganisationen bemühen sich seit dem Jahre 1916 um eine gerechte Stellung der Schweizerin im Bürgerrechtsgesetz. In neuester Zeit hat eine eidgenössische Expertenkommission, in der auch markante Persönlichkeiten der schweizerischen Frauenbewegung mitarbeiten, einen Vorentwurf zum neuen Bürgerrechtsgesetz ausgearbeitet, welches zur gegebenen Zeit von den Bundesbehörden studiert und eventuell — im Falle des Referendums — zur Abstimmung vorgelegt werden wird. Die ganze Frage — eine Frage von grösster Bedeutung — befindet sich also gegenwärtig im Stadium der sachlichen Abklärung.

Im Oktober des Jahres 1950 liessen sich auf Einladung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine die schweizerischen Frauenorganisationen in Olten von kompetenter Seite über das neue Bürgerrechtsgesetz orientieren. Dabei nahmen sie mit tiefer Bewegung Kenntnis von so manchen erschütternden Frauenschicksalen während den vergangenen Jahren, hauptsächlich während des letzten Krieges. Auf Grund von Tatsachenmaterial wurden Fälle vorgetragen, wo ehemalige Schweizerinnen im Auslande elend zugrunde gingen, nur weil sie Opfer gewisser unglücklicher Bestimmungen der bisherigen Bürgerrechtspraxis waren.

Der Briefkastenonkel hat also, übrigens nicht ahnungslos — wir erinnern an seine Worte «er sei sich bewust, mit seiner Antwort in ein Wespennest zu stechen», im Radiohörer ein völlig falsches Bild von den Auswirkungen der Beibehaltung des Schweizer Bürgerrechts bei der mit einem Ausländer verheirateten Schweizerin hervorgerufen.

Wir protestieren als Schweizer Staatsbürgerinnen energisch dagegen, dass der «Onkel» damit seine Verpflichtung, neutral zu orientieren, verletzt hat. Dieses Vorkommnis erweckt übrigens den Eindruck, man habe es nicht nötig, auf die selbstlose Arbeit der Frauenorganisationen Rücksicht zu nehmen, weil die Schweizerin — politisch gesehen — wegen ihrer Stimmlosigkeit eben nicht mitzählt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

für den Vorstand der Basler Vereinigung für Frauenstimmrecht

sig. Aebersold sig. Paravicini

Dennoch!

El. St. Die Tatsache, dass der Aufruf des Oberfeldarztes, in Nr. 5 des Schweizer Frauenblattes, in welchem die Frauen zur Anmeldung in den freiwilligen Sanitätsdienst aufgefordert werden, ohne redaktionellen Kommentar betreffend der ewigen Diskrepanz zwischen Pflichten und Rechten der Schweizer Frauen erschienen ist, hat mir eine ganze Reihe, zum Teil sehr temperamentvoller Zuschriften eingetragen, die mein altes Frauenstimmrechtsherz in Gedanken an den kampfeslustigen Nachwuchs höher schlagen lassen.

Um aber jegliche Missverständnisse auszuschalten, möchte ich ganz sachlich vom redaktionellen und persönlichen Standpunkt und von dieser Stelle aus die verschiedenen Briefe beantworten, da ich mir denken kann, dass noch viele Leserinnen sich geärgert haben, dass die El. St. in diesem Fall vergessen hat zu maulen und zu protestieren. Es sind nicht Ueberlegungen, die ich mir nur so nebenbei zusammengedacht, sondern die ich mir wirklich überlegt habe.

Erstens ist der Aufruf des Oberfeldarztes eine offizielle Bekanntmachung, wie irgend ein anderer Hirtenbrief aus dem Bundeshaus. Ich habe immer — und bis jetzt unbeanstandet — das Prinzip gehabt, solche offizielle Aufrufe und Bekanntmachungen von behördlicher Seite zunächst kommentarlos den Lesern zu vermitteln, wohl wissend, dass die Reaktionen sich sehr prompt einstellen würden, wenn sie nicht dem Empfinden und den Wünschen unserer Frauen entsprechen, wie dies auch hier nun der Fall ist.

Zweitens, glaube ich, können wir den Dienst, die Hilfe in der Sanität nicht dem Dienst im F. H. D., im Luftschutz, in Ortswehren oder in der Kriegswirtschaft gleichstellen. Die dort verlangten Dienstleistungen liegen alle auf dem Gebiet der Armee, der Kriegsabwehr, der Kriegswirtschaft, die allerdings alle über Leben und Tod eines Volkes entscheiden werden, je nach dem sie leistungsfähig sind oder nicht. Die Sanität, der Dienst an Kranken und Verwundeten, liegt aber auf einer anderen Ebene. Er ist tief verwurzelt im christlichen Ethos der Menschenliebe, des Dienstes am Schwachen, Kranken, Hilfsbedürftigen; also des Dienstes für jeden unserer Mitmenschen, der uns nötig hat, unsere Hilfe braucht. Es ist der gleiche Dienst der Liebe, den wir jedem Kranken jedem Verunfallten ganz spontan und ohne jegliche Berechnung leisten, wo er an uns Frauen herantritt, es ist das Ethos, das für uns Christen im Gleichnis des barmherzigen Samariters verkörpert ist, und zu dessen Fahnenträger sich das Rote Kreuz gemacht hat.

Nun ist allerdings der Sanitätsdienst ein Teil unseres Armeedienstes. In normalen Zeiten betreut er die jeweils im Dienst stehenden Truppen und kommt ohne Hilfskräfte von aussen her aus. Im Kriegsfall dagegen, wo dieser Dienstzweig oft erschreckende Dimensionen annimmt, kommt weder die Armee, noch die Zivilbevölkerung aus mit dem normalen Bestand an Pflegepersonal. Und hier, glaube ich, liegt die grosse Klippe, über welche wir einer grossen Zahl von Frauen, bei denen der Wille sich zur Verfügung zu stellen an ihrer — ach so gut zu verstehenden — Erbitterung scheitert, hinweghelfen sollten, in dem wir Sinn und Wesen der Sanität an den richtigen Platz rücken. Wir müssen ihren Widerstand als psychologisches Symptom richtig einschätzen, aber trotzdem versuchen, diese Frauen fühlen zu lassen, dass der Dienst am Kranken, Verwundeten, Leidenden eine Art Gottesdienst ist, aus der Liebe heraus zu leisten und nicht von politischen Fragen abhängig zu machen; und auf der anderen Seite bei den Behörden, den Armeeinstanzen das Verständnis zu wecken versuchen für die grosse, und allmählich tiefgehende und weitverbreitete Bitterkeit, welche durch grosse Frauenkreise geht darum, dass man sich nur um sie kümmert, wenn man sie nötig hat. Aus dieser Bitterkeit heraus, und aus dem ständig wachsenden Unbehagen der Frauen über die Diskrepanz zwischen dem von ihnen geforderten Einsatz auf allen Gebieten — im Frieden wie im Krieg — ist nun auch dieser energische Protest gegen den Aufruf des Oberfeldarztes entstanden und zu verstehen.

Da auch unsere Armeeführer, da jeder einzelne Soldat und Offizier einen Einfluss auf die Gestaltung unseres politischen Lebens hat, wäre es vielleicht nicht so ganz abwegig, sondern den Forderungen der Zeit angepasst, alte Vorurteile einmal auch vom rein menschlichen Standpunkt aus neu zu revidieren in einer Zeit, wo unser Volk den Einsatz und den guten Willen jedes einzelnen, ob Mann oder Frau, nötig hat.

Ich verstehe jede Frau, welche sich heute weigert, sich im F. H. D., der Armee oder in andern Sektoren der Landesverteidigung freiwillig zur Verfügung zu stellen. Aber ich bitte auch jede Frau, bevor sie die Mitarbeit in der Sanität ablehnt aus frauenrechtlerischen Gründen, sich darüber klar zu werden, dass dieser Zweig des Kriegsdienstes in der Armee, im Volk, in unserem ganzen Denken und Handeln eben einen anderen Platz einnehmen muss. Ich muss sagen, dass die Antwort, welche eine protestierende Briefschreiberin von Bundesrat Kobelt erhalten hat, «es sei kein müssen, sondern ein dürfen für die Frauen, freiwillige Sanitätshilfe zu leisten» mich sehr erstaunt hat. Scheint es mir doch, dass gerade das Gebiet der Sanitätshilfe für die Frauen der Dienst am Vaterland ist, der lang vor allen andern als eine Pflicht hingestellt werden darf, weil er seine Wurzeln tief in dem Bewusstsein hat, dass Krankendienst Gottesdienst ist. Und dass es im Interesse der Kranken, der Verwundeten liegt, gut vorbereiteten Pflegerinnen in die Hände zu fallen, darüber sollten keine Worte verloren werden müssen.

Mit der Bereitschaft, sich der Armeesanität zur Verfügung zu stellen, braucht sicherlich kein Verzicht auf den weiteren, energischen Kampf um unsere staatlichen Rechte verbunden zu sein. Nur wollen wir nicht gerade diejenigen das Opfer unseres Kampfes, unserer Bitterkeit werden lassen, die im Kampf für jene Freiheit verwundet und krank werden können, von der auch wir doch einmal die Befreiung aus unserer Unmündigkeit erwarten zu dürfen immer noch hoffen.

Die Diskussion um eine gerechte Stellung der Frau in unserem Staat schlägt momentan hohe Wellen in weiten Kreisen. Im Interesse der Sache selbst aber sollten wir Frauen doch nie vergessen, genau zu prüfen, wo eine Weigerung der Uebernahme an uns gestellter Forderungen richtig ist, oder wo diese in ein Gebiet gehören, welches aus allen Wirren politischen Kampfes herauszuheben, das Rote Kreuz uns gelehrt und vorbildlich vorgelebt hat.

Civitas Nova

«Civitas Nova» ist eine jener internationalen Organisationen, die — ihrer Eigenart entsprechend — in mannigfachen Formen und auf verschiedenen Wegen, einem gemeinsamen Ziele dienen: der Verständigung der Völker und einem dauernden Frieden. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg hatte sie eine internationale Universität projektiert, aber erst die Nachkriegszeit konnte ihren Plänen eine gewisse Verwirklichung bringen. So werden nun alljährlich in Lugano, dem Sitz der Civitas Nova, internationale Kurse veranstaltet, bei denen Professoren von in- und ausländischen Universitäten sich mit der akademischen Jugend verschiedenster Länder zu Vorträgen und Diskussionen treffen.

Aber auch im verflossenen Jahr war der Kreis noch klein, der sich all den Fragen erschloss, wie sie die September-Tagung brachte, mit ihren Themen über «Civitas Una», «L'unificazione del diritto», «Lo spirito fraterno della scienza», «La donna nel mondo nuovo», «L'éducation interculturelle», «La conciliation des droits individuels et des pouvoirs collectifs dans le droit français», «Die geistigen Bestrebungen Oesterreichs nach dem Zweiten Weltkriege», «Die Entwicklung der indischen Kultur», «Il pensiero filosofico contemporaneo in riguardo all'umanismo», vorgetragen von Professoren der Universitäten Rom, Pavia, Lausanne, Lyon, Graz, India, Freiburg. Dass auch Vertreter der Politik (Deputessa italiana) und der Diplomatie (India) diesmal zu Worte kamen, muss als ein Gewinn zur Erreichung des Zieles bezeichnet werden. So bot, um gerade ein Beispiel hier einzufügen, das Referat des Inders einen interessanten Einblick in die Geisteshaltung eines jener orientalischen Völker, die unserer europäischen Mentalität so fremd sind, und von denen wir erfahrungsgemäss wissen, dass unsere Begriffe sich nicht immer mit den ihren decken. Wie viel Arbeit müsste da auf bei-

Voranzeige:

22. Kantonaler Frauentag

am 25. Februar 1951 im «Börsensaal» Zürich

«Unsere Aufgabe in bedrohter Zeit»

Bilder aus der Tätigkeit der Ermittlungsstelle für Vermisste, Winterthur, 1914—1919

Von Julie Bikle

(Fortsetzung)

Die Verpflegung auf dem Schiffe war schlecht gewesen. Jeden Mittag gab es Krautsuppe und ein kleines Stück Brot dazu. Zehn Mann mussten zusammen aus einem tiefen Kübel essen. Die meisten von uns hatten nicht einmal mehr einen Löffel. Das Schlimmste war, dass kein Platz zum Liegen vorhanden war, kaum zum Stehen. In der Kaserne trafen wir mit reichsdeutschen und türkischen Gefangenen zusammen. Am Abend bekamen wir hier eine gute Suppe, die erste gute in Russland. Nachher durften wir uns auf rohgezimmerte Pritschen niederlegen. Oh, wie tat uns die Ruhe so wohl! Am andern Morgen bekamen wir Tee und Brot. Nachher mussten wir im Kasernenhof antreten und uns wurde der über uns nun befehlende Offizier gezeigt. Gefallen hat er uns nicht mit seinem Mongolengesicht und seiner brüllenden Stimme. Seine Sprache verstanden wir nicht, denn er sprach nur mongolisch. Nun wurden wir in Züge eingeteilt und Kompagnien. Am Mittag gab es wieder gute Suppe mit Gascha. Es ist dies die tägliche russische Zuspeise, Buchweizen in Wasser weichgekocht und mit etwas Fett übergossen, eine derbe, aber gesunde Kost für einen gesunden Magen. Nachmittags wurden uns noch die Strafen angekündigt. Kleinere Arbeiten mussten verrichtet werden bis am Abend, wo es wieder Tee und Brot gab. Nachher winkte uns die Ruhe.

Am folgenden Morgen musste alles auf Arbeit, Strassen ausbessern. In der Schweiz sind aber die schlechtesten Feldwege besser, als hier die Hauptstrassen. Die Löcher in den Wegen mussten wir mit Kehricht und Pferdedünger ausfüllen. Andere Gefangene mussten die Schutzdämme am Flusse ausbessern, jedoch nur mit Erde, die bei erster Gelegenheit wieder weggeschwemmt wurde. Um 12 Uhr gings in die Kasernen zurück zum Essen und punkt 1 Uhr standen unsere Posten wieder da. Wer nicht sogleich aufstand, dem halfen sie schnell mit dem Gewehrkolben nach. Wir mussten arbeiten, bis die Dunkelheit hereinbrach. Am folgenden Morgen gabs wieder andere Arbeit und so jeden Tag. Die schlechteste Arbeit war das Flechten von Strohmatten. Am 16. Oktober traf es mich zu der Partie, die zum Strohflechten bestimmt war. Zwei Stunden weit gings hinaus auf die Felder, wo riesige Strohhaufen aufgeschichtet waren. Aus dem Stroh mussten wir lange Zöpfe flechten und diese zu Matten binden. Die Arbeit wäre ja ganz nett gewesen, wenn es nicht schon so grimmig kalt gewesen wäre, denn schon am 14. Oktober konnte kein Schiff mehr auf dem Flusse verkehren, weil er fest zugefroren war. Die Finger erstarrten uns. Mittags wurde auf dem Felde abgekocht. Für uns gab es Suppe. Das Fleisch assen die Posten weg. Nur die Knochen warfen sie uns zu. Diese Posten waren asiatische Kosaken. Müde und halberfroren kamen wir jeweils beim Zunachten zurück. Tee bekamen wir keinen mehr. Eines Morgens fühlte ich mich nicht wohl und als es hiess, die Kranken sollen vortreten, stellte ich mich ebenfalls in die Reihe der Kranken. Die Gesunden marschierten aus den Toren und dann sollten wir zur Untersuchung kommen. Bald bemerkten wir jedoch, dass auch wir zum Strohmattenflechten geführt wurden, denn der Spital lag ja in entgegengesetzter Richtung. Wir protestierten, aber es half uns nichts. Wir bekamen die Peitsche ins Gesicht. Wir zitterten an allen Gliedern vor Kälte. Gegen Mittag konnte ich kaum noch die Finger rühren. Die meisten der Gefangenen assen kaum ihre Suppe. Man musste es uns ansehen, dass wir in den Spital gehörten. Nachmittags wurde uns gesagt, wer nicht drei Matten bis zum Abend fertig habe, bekomme die Peitsche. Als der Abend hereinbrach, hatten die meisten kaum zwei Matten fertig, so auch ich. Beim Abliefern ging das Gewitter los, und auf manchen sauste die Peitsche nieder. Am folgenden Morgen sollten wir zur Strafe wieder Strohmatten flechten gehen. Ein Jude, der der russischen Sprache mächtig war, trat vor und sagte, dass wir krank seien und nicht mehr leisten können bei dieser Kälte. Dafür wurde er halbtotgeprügelt. Dann führte man uns vor den Offizier. Die Posten gaben an, wir hätten uns geweigert zu arbeiten, und auf den Juden zeigend, behaupteten sie, er hätte uns dazu verleitet. Umsonst beteuerte der Jude seine Unschuld, von uns unterstützt. Es half ihm nichts. Er wurde abgeführt und ausgepeitscht und nach zwei Tagen erlag er seinen Verletzungen. Uns übrige jagte man hinein in die Kaserne. Natürlich gabs wieder keinen Tee für uns. Empört versprachen wir uns gegenseitig, am Morgen nicht mehr zur Arbeit zu gehen. Früh morgens jagte man uns wieder hinaus. Wir verlangten aber, dass man uns zum Arzt führe, und weigerten uns standhaft, wieder zur Arbeit zu gehen. Die gesunden Gefangenen waren schon alle draussen auf Arbeit. Deutsche Zivilgefangene mussten heute Matten flechten, alles Greise und Knaben, die vor drei Tagen angekommen waren und die noch schlechter behandelt wurden als wir Kriegsgefangene. Um 9 Uhr vormittags durften wir zur ärztlichen Visite. Die untersuchenden Aerzte waren selbst Kriegsgefangene. Jedem von uns wurde bescheinigt, dass er der Ruhe bedürfe. Mein Schein lautete auf sechs Tage Ruhe. Medizin war für uns keine vorhanden, was die Aerzte mit Bedauern bemerkten. In der Kaserne mussten wir unsere Scheine in der Kanzlei abgeben. Nun hatten wir doch ein paar Tage Ruhe vor den Kosaken.

Weiter nach Sibirien hinein

Am fünften Tag meiner Erholung wurde uns mitgeteilt, dass alle Oesterreicher, Ungarn und Juden fortkämen. Am folgenden Tag musste niemand auf Arbeit. Alles musste antreten. Wir wurden abgezählt und wieder abgezählt, bis einem die Füsse fast am Boden festfroren. Die Russen müssen schlechte Rechner sein. Endlich waren diejenigen abgezählt, die fortkamen. Wieder vergingen einige Tage. Der Schnee lag schon hoch. Auf Arbeit musste vorderhand niemand. Am 11. November 1914, um 3 Uhr morgens, hiess es, nun gehe es fort. Wir mussten wieder antreten und wurden wieder abgezählt. Es dauerte über eine Stunde, bis 997 Mann beisammen waren. Endlich gings auf den Bahnhof. Keiner von uns sehnte sich nach der Kaserne zurück, wo wir so schlecht behandelt worden waren. Das Essen war ja gut gewesen. Später haben wir erfahren, dass das meiste dazu von der russischen Bevölkerung gespendet worden war, wofür ich diesen guten Leuten noch heute dankbar bin. Um 5 Uhr wurden wir einwagoniert und zurück gings nach Omsk. Dort herrschte fürchterliche Kälte. In Omsk bekamen wir für den ersten Tag 25 Kopeken pro Mann für die Verpflegung. Ich sollte mit einem Dreirubelschein Kleingeld holen und hatte dabei das Unglück, dasselbe samt der Geldtasche zu verlieren, auch das durchschossene Zweifrankenstück, das ich bis dahin wie ein Kleinod behütet hatte. Die Folge war, dass unser zwölf Mann heute hungern mussten, denn zum Suchen hatte ich keine Zeit mehr, da der Zug gleich weiter fuhr, über Kolywan, Krasnojorska nach Irkutsk am Baikal-See. Dort war es noch fast wie im

den Seiten noch geleistet werden, damit nur einmal eine Ahnung vom «Anderssein» eines **einzigen** Volkes würde gewonnen werden; wie viel Mühe aber wäre noch aufzubieten, wenn man alle jene Völker richtig einschätzen sollte, mit denen wir durch internationale Verkettung in Verbindung stehen! Und was würde sich uns erschliessen, wenn wir noch all die andern in Betracht zögen, mit denen wir überhaupt noch nicht in Berührung kommen, von denen uns nur die Filmkunst berichtet! Da wäre wirklich keine Zeit für Krieg, Mord und Vernichtung! Im Gegenteil! All die Schönheiten althergebrachter Sitten, all die Mannigfaltigkeit ehrwürdiger Traditionen, und selbst der ganze Reichtum der Ideenwelt würden nicht die Abgründe tiefsten Menschenelendes zurückgebliebener Völker überbrücken und es gibt deren auch heute noch eine erstaunliche Zahl! — die des ritterlichen Schutzes und der dringenden Hilfe besonders jener bedürfen, die mit der modernen Hyperkultur scheinbar nichts mehr anzufangen wissen, und daher auf Irrwegen dem Nichts zueilen. Unwillkürlich kalkuliert man da ganz nüchtern, fast automatisch — in einer so kriegsschwangeren Zeit, wie heute. — jedes für die Zerstörung bestimmte, aber nicht abgefeuerte Geschoss in materielle Hilfsmittel um, die schon zur Erleichterung für ein, in menschenunwürdige Verhältnisse gezwungenes Dasein beitragen würden; man überlegt, wie doch der Wert jeder nicht abgeworfenen Bombe ein solch armseliges Leben bereichern könnte.

Die Welt ist so gross und schön, sie ist so mannigfaltig und reich — wenn sie durch die Menschen nicht verengt und verarmt wird; sie birgt wunderbare Entwicklungsmöglichkeiten und ist unerschöpflich an immateriellen Werten. Das erlebt man auch an den friedlichen Ufern des Luganersees, inmitten der Tessiner Berge, wo Civitas Nova eine «Welt der Güte, der Gerechtigkeit und Freiheit für alle Menschen» lehrt und helfen möchte, sie auch aufzubauen. Wenngleich ihr Anfang noch bescheiden ist, und keine Mittel zum Aufbau einer internationalen Universität vorerst vorhanden sein werden, so dringen die hier geweckten und gepflegten Ideen noch weiter, in andere Länder zwar nicht nur durch gedruckte und ungedruckte Berichte, sondern hauptsächlich durch die «Komitees», die, ebenfalls den Namen «Civitas Nova» tragend, in Verbindung mit der Zentrale, sich schon an verschiedenen Universitäten gebildet haben. Besondere Bedeutung kommt hierbei den von ihnen veranstalteten sogenannten «Tage der Civitas Nova» zu, wie sie im verflossenen Jahr in Rom, Mailand, Genua, Ferrara, Pavia mit Erfolg durchgeführt wurden.

Mit ihrer mehr **erzieherischen** Tätigkeit **ergänzt** die C. N. die andern, ebenfalls alljährlich stattfindenden internationalen Ferienkurse an Schweizer Universitäten: seien es die «Rencontres Internationales» in Genf, wo selbst die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft von namhaftesten Gelehrten vorgetragen und debattiert werden; seien es die, besonders von Amerikanern (innen) auffallend zahlreich besuchten internationalen Kurse der «Summer-School» in Fribourg, die sowohl einen vertieften Ueberblick über einzelne Wissenszweige gewähren, wie auch mit aktuellen geistigen Strömungen bekannt machen; oder der Auffrischung, beziehungsweise Weiterbildung in den Sprachen dienen.

Mit ihrer humanitär-sozialen Einstellung will C. N. auch die Bestrebungen des «Roten Kreuzes» **unterstützen**, das bekanntlich zur Abhilfe physischer und materieller Not vor gerade hundert Jahren in der Schweiz gegründet wurde. Civitas Nova soll der Abhilfe geistiger Not dienen; «c'est la Croix Rouge de l'esprit», schreibt einmal ihr Präsident.

Ihr unbedingtes Wollen und zielsicheres Arbeiten für Völkerverständigung und Frieden führt sie aber auch in die Reihen jenes Heeres, das in einem «Kreuzzug des Friedens» die wachsende Gefahr, die eine ganze Welt zu vernichten droht, endgültig besiegen möchte.

Und alle diese gleichgerichteten Gemeinschaften zählen daher wohl zu den stärksten Stützen der an verantwortlichem Posten stehenden Staatsmänner — welcher Nation sie auch angehören mögen — die heute alle eine harte Feuerprobe zu bestehen haben. Denn **sie** sind es, die beweisen müssen, dass der gute Wille des Menschen — in diesem Falle zum Frieden — doch noch mehr vermag, als dämonische Mächte, die, wie ein unsichtbares, aber heimtückisches Etwas mit einer unvergleichlichen Hetz-, Kriegs- und Vernichtungspsychose, quälend und zerstörend die Massen urteilsunfähiger Menschen durchfurchen; **sie** sind es, die versuchen müssen, im Menschen jene Würde zu retten und zu erhalten, die ihm als geschaffenes **Ebenbild** einer **Gottheit** naturrechtlich zukommt, wenn anders die Weltgeschichte keine Fehlentwicklung nehmen soll, um dadurch untrüglich in Chaos und Vernichtung zu enden.

Wohl darf man heute sagen, dass im Ablauf vergangener Jahrhunderte noch nie so viel Kraft und Zeit bewusst aufgewendet wurden für ernstliche Versuche, ein heraufziehendes Unheil abzuhalten; und vielleicht erlebt die Menschheit jetzt zum ersten Mal, dass ein dauernder Friede nicht mehr «geschlossen», noch viel weniger «diktiert» werden kann, sondern «**erarbeitet**» werden muss. Aber auch mehr denn je wird das diesmal von der Mitarbeit jedes **einzelnen** abhängen, wenngleich der Grad der verpflichtenden Anteilnahme verschieden ist, das heisst, je ehrenvoller der Posten, je einflussreicher die Stellung, desto grösser die Verantwortung, und umso härter die Arbeit. Auch Civitas Nova hat einen Teil dieser Arbeit auf sich genommen.

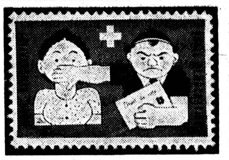
Dr. M. Schwarz

BAHNHOFBUFFET
Inh. Rimus Bon Zürich

Auftakt zur Frühjahrssession!

Der Bundesrat und die Schweizerinnen

Wie im letzten Frauenblatt kurz gemeldet wurde, ist nun also der «Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über das für die Einführung des Frauenstimmrechts einzuschlagende Verfahren» im Druck erschienen.



Wer erwartet hatte, der Bundesrat werde dem Parlament vorangehen auf dem neuen, etwas exponierten Weg, der zur endlichen Anerkennung der weiblichen Eidgenossen führt, sah sich — leider — enttäuscht. Noch sind wir nicht soweit. In seinem Bericht, der, wie die Presse meldete, ausserordentlich diplomatisch-höflich abgefasst ist und es an warmer Anerkennung für die Schweizerfrauen selbst für die Vorkämpferinnen für das Frauenstimmrecht, nicht fehlen lässt, versucht der Bundesrat noch einmal, die Männerfestung zu verteidigen. Auf zehn Druckseiten umgeht er vorsichtig das eigentliche Problem und prüft in fünf römischen Ziffern die Waffen, die ihm bleiben, um in diesem merkwürdigen — weil unzeitgemässen — Kampf bestehen zu können.

Der verstorbene Verfechter der politischen Frauenrechte, Dr. Albert Oeri, soll in einer Versammlung vor der letzten Basler Abstimmung im Jahre 1946 auf die selbst gestellte Frage: «Wo ist das grösste Hindernis für die Einführung des Frauenstimmrechts?» antwortend ausgerufen haben: «Hier, in unserer Männerbrust!» Wo diese Erkenntnis aber fehlt, zeigt sich das Hindernis in anderer Gestalt.

So sieht es denn auch der Bundesrat in der «bis jetzt vom Bundesgericht und der Doktrin vertretenen Rechtsauffassung, wonach das Frauenstimmrecht in eidgenössischen Angelegenheiten nur durch eine Verfassungsrevision eingeführt werden kann.» Aber eigenartig ist, wie er in sorgfältiger Aufzählung der möglichen und nicht möglichen Massnahmen einzig und allein den Gedanken verfolgt, dem männlichen Schweizer die Entscheidung über das Mitspracherecht der Schweizerinnen zu verschaffen. Selbst über den Weg einer Verfassungsrevision.

Wir Frauen argumentieren anders. Wie der Bundesrat in seinem Bericht selber zugibt, gilt der Begriff Schweizerbürger in der Verfassung heute schon in einzelnen Fällen für beide Geschlechter. Und so, sagen wir, wie er in andern Fällen auch schon für Mann und Frau Geltung hat, darf er heute auch in Art. 74 der Bundesverfassung für beide Geschlechter gelten. Es ist absolut nicht einzusehen, wieso gerade hier, beim politischen Mitspracherecht, vor der Frau Halt gemacht werden soll. Der Staat und seine Politik jedenfalls respektieren die Grenzen längst nicht mehr, hinter denen es einem Staatsbürger auch ohne Stimmrecht wohl sein konnte. Uns Schweizerinnen von heute **muss** es nun einfach auch möglich gemacht werden, zur Bildung des Staatswillens beizutragen. Ob wir von dieser Möglichkeit Gebrauch machen wollen oder nicht, soll uns so gut freistehen, wie den Männern.

Wir wehren uns dagegen, dass die Männer, denen durch die Verleihung des Stimmrechts an uns Frauen nichts von ihren Rechten genommen wird, über unsern Stimmrechtsanspruch entscheiden sollen. Und es kommt auch nicht darauf an, ob wir Frauen selber in unserer Mehrzahl das politische Mitspracherecht ausüben wollen oder nicht. Denn in der Gegenwart ist die Vorenthaltung des Stimmrechts zu einem Unrecht geworden, das sich nicht mehr länger verantworten lässt.

Der Bundesrat beruft sich in seinem Bericht auf Staatsrechtler wie Burckhardt und Giacometti. Giacometti schreibt: «Dem Frauenstimmrecht ist die schweizerische Demokratie nicht günstig gesinnt. Juristisch lässt sich der Ausschluss der Frauen vom Aktivbürgerrecht gestützt auf eine historische Auslegung der einschlägigen Bundesvorschriften begründen. Der historische Gesetzgeber wollte zweifellos den Frauen die Stimmfähigkeit nicht verleihen. Man kann sich aber fragen, ob diese historische Interpretation von Verfassung und Gesetz angesichts der veränderten Verhältnisse, insbesondere der Tatsache, dass die Frau immer mehr ins Erwerbsleben tritt und sogar zu militärischen Funktionen herangezogen wird (Frauenhilfsdienst, Luftschutz), noch sinnvoll und mit dem Grundsatz der Rechtsgleichheit und des allgemeinen Stimmrechts vereinbar erscheint. Ausgeschlossen wäre aber die Einführung des Frauenstimmrechtes lediglich auf Grund einer andern Auslegung von Verfassung und Gesetz, also ohne Revision der Bundesverfassung oder gar des eidgenössischen Wahlgesetzes.»

Müssen wir uns wirklich noch fragen, ob die Vorenthaltung des Stimmrechts gegenüber den Schweizerinnen angesichts der veränderten Verhältnisse — wir erinnern zum Beispiel an den Aufruf von Oberstbrigadier Meuli, noch sinnvoll und gerecht erscheint? Nein, wir wissen, dass jetzt der Moment gekommen ist, mit Sinnlosigkeit und Unrecht Schluss zu machen.

Giacometti sagt, die Einführung des Frauenstimmrechts ohne Verfassungsrevision wäre **ausgeschlossen**. Ist das die Meinung des Juristen oder Mannes Giacometti, von dem der Bundesrat mitteilt, er «sei dem Frauenstimmrecht eher günstig gesinnt?» Uns juristischen Laien scheint, es werde hier an Stelle der Logik eine Behauptung gesetzt. Sollte man zum Schluss kommen, die historische Interpretation sei angesichts der veränderten Verhältnisse (Erwerbsleben, Frauenhilfsdienst, Luftschutz usw.) eben nicht mehr sinnvoll und mit dem Grundsatz der Rechtsgleichheit und des allgemeinen Stimmrechts nicht mehr vereinbar, so genügt doch wohl eine zeitgemässe Interpretation von Art. 4 der Bundesverfassung, welcher in der alten Fassung die Rechtsgleichheit sehr schön zum Ausdruck bringt. Das Wort «ausgeschlossen» ist hier sowieso nicht am Platz. Probiert hat es das Parlament ja noch nicht. Wenn nach dem Vorschlag des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht Art. 10 des Bundesgesetzes betr. Volksabstimmung über Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse vom 17. Juni 1874 so ergänzt wird, dass nach den Worten «Stimmberechtigt ist jeder Schweizer», die weiteren Worte «ob Mann oder Frau» eingefügt werden, so ist ein Versuch gemacht. Da gegen Bundesgesetze das Referendum ergriffen werden kann, so haben die rabiaten Gegner immer noch die Chance, die erforderliche Anzahl Unterschriften zusammenzutreiben. Dass sie selbst dann auch mit ihrem Namen dazu stehen müssen, ist nicht mehr als fair. Auch wir, die wir für unsere Ueberzeugung kämpfen, stehen dazu.

Doch greifen wir nicht vor! In der Frühjahrssession kommt die ganze Frage vors Parlament. Wer weiss, vielleicht findet sich eine noch einfachere Lösung als die, welche der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht vorschlägt.

M. P.

Politisches und anderes

Vom koreanischen Kriegsschauplatz

Nachdem die Uno-Truppen bis gegen **Söul** wieder vorgedrungen waren, trat erneut starker kommunistischer Widerstand in Aktion. In einer **Gegenoffensive** haben die Chinesen verlorene Stellungen rasch wieder zurückerobert. Schwere Kämpfe sind im Gange.

Das Rüstungsprogramm

der **Schweizerischen Armee** ist in Form einer Botschaft des **Bundesrates** bekannt gegeben worden; ein zweiter Teil wird die Fragen der Finanzierung behandeln. In einem **Fünfjahresplan** ist vorgesehen, für Kriegsmaterial und Bauten 1,46 Milliarden Franken aufzuwenden.

Für den sozialen Frieden

Unter dem Vorsitz von Nationalrat Feldmann (Bern) hat sich eine neue Arbeitsgemeinschaft konstituiert. Dieser **schweizerischen Arbeitskonferenz** gehören 14 Organisationen an, die sich um die Förderung des öffentlichen Wohles bemühen, u. a. die Neue Helvetische Gesellschaft, der **Bund Schweizer. Frauenvereine**, die Schweizer. Gemeinnützige Gesellschaft, die Schweizer. Studentenvereine. Die Arbeitskonferenz will insbesondere dem **sozialen Frieden** dienen und beitragen, die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern enger zu gestalten.

Der Gotthardbund

veröffentlichte anlässlich seiner Jahresversammlung eine **Resolution**, die u. a. feststellt, «dass die Stunde verlangt, dass jeder die internationale politische Lage mit Kaltblütigkeit und Mut betrachtet ..., dass mit den verschiedensten Mitteln alle Institutionen gefördert werden sollen, welche die Arbeitnehmer immer besser in der nationalen Gemeinschaft aufgehen lassen (Berufs- und Betriebsgemeinschaften, paritätischer Stabilisierungsausschuss, etc).

Die Bundesverwaltung

hat im Jahre 1950 brutto 1091,28 **Millionen Fr. an Steuern** eingenommen (Stempel-Verrechnungs- und Umsatzsteuer, Luxus-Ausgleichs- und Wehrsteuer, ferner Nachzahlungen für Wehropfer und Kriegsgewinnsteuer). Die grössten Einnahmen brachten Wehrsteuer (427,65 Mill.) und Umsatzsteuer (414,5 Mill.). Nicht wenig für eine Bevölkerung von nur ca. 4,5 Millionen Seelen!

Gegen den Alkoholismus

Die eidgenössische Kommission zur **Bekämpfung des Alkoholismus** beschloss an ihrer Tagung, mit besonderer Aufmerksamkeit sich den folgenden Fragen zu widmen: Anerkennung des chronischen Alkoholismus als **Krankheit**, durch Alkoholmissbrauch verursachte **Strassenunfälle**, medikamentöse Behandlung der Trinker, Tätigkeit und Ausdehnung der **Fürsorgestellen** gegen den Alkoholismus.

Für die Lawinengeschädigten

— zu denen nun, einer neuen Katastrophe zufolge, auch Bewohner von Airolo zu zählen sind — wurden bei der nationalen Sammlung des Roten Kreuzes bisher mehr als 6 Millionen eingezahlt.

In England

ist die ohnehin sehr spärliche **Fleischration** auf zirka 120 g pro Kopf wöchentlich herabgesetzt worden. Im Unterhaus hat die konservative Opposition wegen «falscher Führung und Planung der Fleischversorgung» eine Debatte ausgelöst, die sehr erbittert verlief. Ueber 100 **Hausfrauen** haben sich während dieser Verhandlungen im Unterhaus bemerkbar gemacht und den Parlamentariern ihre Unzufriedenheit vordemonstriert.

Eine neunjährige Lebensretterin

Anna Moser, in Bellegarde (Greyerz) wurde vom freiburgischen Staatsrat geehrt. Sie hat unter Lebensgefahr ein kleineres Mädchen vor dem Ertrinkungstode bewahrt.

Eine Widerstandskämpferin

Die **Generalsuperiorin** des Augustinerordens in Frankreich, Marie-Yvonne-Aimée de Jesus, starb, erst 50 Jahre alt. Sie hat zahlreiche französische, englische und amerikanische Orden empfangen für ihr grosses Rettungswerk während der Widerstandskämpfe.

Joseph Bovet †

Auch an dieser Stelle sei dankbar **Abbé Bovets** gedacht, der in Clarens im 72. Altersjahre verstorben ist. Als Volkslieder, wie «Le vieux Chalet». und viele andere seiner musikalischen Schöpfungen werden unvergesslich im schweizerischen Liederschatz weiterleben.

E. B.

Herbst. Wir hatten einen halben Tag Aufenthalt, den wir zu einem Bade im See benutzten. Was war das für eine Wohltat für uns, da wir doch alle voll Ungeziefer waren. Am Abend gings wieder weiter um die Seebiegung herum. Sieben Stunden fuhren wir dem See entlang, durch 48 Tunnels. Unterwegs sahen wir die ersten Zwangs-Sträflinge, die an der Bahn arbeiteten, so auch sibirische Verbannte, Leute, die mit Ketten an Schubkarren angeschlossen waren und von den Aufsehern mit der Peitsche angetrieben wurden. Da hatten wir ja noch den reinsten Sonnenschein gegen diese armen Menschen! Immer weiter rollte der Zug nach der Mandschurei. In Mandschurija war der Bahnhof halb russisch, halb chinesisch. Chinesen, Russen und Mongolen gingen bunt durcheinander. Nach zweistündigem Aufenthalt fuhren wir weiter durch sandige Gegenden nach Charbin, eine prächtige Stadt mit grossen chinesischen Geschäftshäusern. Bald gings wieder an andern Bahnhöfen vorbei, die alle mit Truppen besetzt waren. Ihre Unterkunftsgebäude sahen aus wie kleine Festungen, mit Mauern und Drahtverhauen umgeben. Diese Grenzsoldaten hatten manchen Strauss auszufechten mit den chinesischen Räuberbanden. An grösseren Stationen waren sogar ein oder zwei Feldgeschütze aufgestellt. Endlich kamen wir in Nikolsk an und die Manschurei lag hinter uns. Der Boden, über den die Bahn in der Mandschurei fährt, sei gepachtetes Gebiet, 1 Kilometer breit. Die russischen Soldaten hätten hier die Bahn vor chinesischen Ueberfällen zu schützen.

Besuch einer Delegation vom Amerikanischen Roten Kreuz, — Weihnachten 1915

Von Nikolsk gings weiter nach Nikolskoe und von dort nach Spaskaja, wo wir am Abend des 29. November 1914 anlangten. Sofort wurden wir auswaggoniert und abgezählt. Aber es stimmte nicht, weil etwa 70 Mann unterwegs von der Ruhr befallen worden waren und in Spitälern hatten zurückbleiben müssen. Dieser Ausfall schien die Zählenden immer wieder von neuem zu verwirren. Endlich stimmte die Rechnung und wir kamen in Kasernen, wo chinesische Zimmerleute eben mit Pritschenbauen fertig waren. Die Bretter waren noch grün und voll Eis und Schnee, der Boden voll Schmutz und die Fenster nicht zum öffnen, so waren sie vereist. Die erste Nacht konnten wir vor Kälte nicht schlafen, aber nach ein paar Tagen war die Kaserne von unsern Körpern durchwärmt und die Bretter getrocknet, waren wir doch unser tausend Mann. In einer Reihe standen 8 Kasernen, wovon 4 schon besetzt waren von Gefangenen, als wir ankamen. Mancher von uns traf Bekannte, ja sogar Brüder trafen sich hier wieder. Und ich traf einige Kameraden, die gleich mir vor dem Kriege in der schönen Schweiz ansässig waren. Das Essen war ziemlich gut, oder doch wenigstens genügend. Nur das Ungeziefer plagte uns sehr. Viele waren schon angefressen um den Leib. Die Wäsche konnten wir nicht wechseln, da wir ja nur das hatten, das wir auf dem Leibe trugen. Die Kleider konnten wir nicht ablegen, weil wir keine Decken hatten, um uns vor Kälte zu schützen.

Bald brach der Typhus unter uns aus. Die Gefangenen erkrankten massenhaft, so auch ich. Wir wurden in ein Spital verbracht. Nun folgten für uns schreckliche Monate. Die Russen hatten den Kopf verloren. Wie Fliegen starben die Gefangenen weg. Das war im Frühling 1915. Zu Hunderten wurden die Leichen auf mächtigen Holzstössen mit Petroleum begossen und verbrannt. Diese Arbeit wurde meistens durch Chinesen ausgeführt. Endlich erschien eine Abteilung Amerikanisches Rotes Kreuz. Die deutschen und österreichischen Aerzte unter den Gefangenen wurden zugezogen. Täglich wurde geimpft. Gesunde und Kranke bekamen Einspritzungen. Der Typhus liess etwas nach, aber immer noch gab es Todesfälle. Ich fühlte mich glücklicherweise etwas wohler; aber alle Kopfhaare hatte ich verloren. Andere wieder waren vom Wahnsinn befallen infolge der erlittenen Schmerzen. In unserem Saale, wo anfänglich 270 Mann lagen, waren nur unser drei Mann vom Sensenmann verschont geblieben. Doch bald verschlimmerte sich mein Zustand wieder. Ich schwebte neuerdings zwischen Leben und Tod. Meine kräftige Natur trug aber doch den Sieg davon. Langsam genas ich und endlich war ich so weit, dass ich mich im Freien bewegen konnte. Da brachte mir ein Kamerad, der wenige Tage vorher in den Spital eingeliefert worden war, die Mitteilung, dass es in den Kasernen nun erlaubt worden sei, heimzuschreiben, und dass ein deutscher Kamerad auch meinen Eltern meinen Aufenthaltsort mitgeteilt hätte. Am 28. Juli 1915 wurde ich nach fast achtmonatlichem Leiden endlich aus dem Spital entlassen und kam wieder in die Kaserne. Wenige Tage später trafen aus der Heimat die ersten Karten ein. Das war ein Gedränge! Freudige Rufe der Glücklichen, die eine Karte bekommen hatten, grosse Enttäuschung bei denen, die keine hatten. Auch für mich war der 6. August 1915 ein Glückstag, denn auch ich bekam die erste Karte von zuhause. Wie freute ich mich, war's doch ein volles Jahr, seitdem ich vom Elternhause Abschied genommen und das schöne Schweizerland verlassen hatte. Nun nur gleich heimschreiben! Aber woher die Karte nehmen, ich hatte ja kein Geld, um eine zu kaufen; es kostete eine 2 Rappen. Niemand wollte mir eine geben. Da nahm ich mein Stück Brot und hielt Umfrage, wer mir dafür eine Karte oder 2 Rappen geben würde. Ich bekam 2 Karten. Sofort wurde heimgeschrieben, die Karte auf die Kanzlei getragen, wo sie durchgesehen wurde, bevor sie abging. Am 18. August 1915 bekam ich die zweite Karte. War das eine Wohltat in dieser Einöde! Wir waren ein Block von 4000 Mann. Der eine hatte das von zuhause erfahren und der andere jenes. Ein Aufleben ging durch unsere Reihen. Der eine schnitzte Pfeifen, der andere Schachteln oder Rahmen. Einige lernten englisch oder französisch oder russisch. Auch Stenographie wurde getrieben. Einer baute aus Holz eine Schleifmaschine. Ein Zahntechniker stellte aus Holz eine Pendeluhr her, die ziemlich genau ging. Und ich machte mich daran, meine Erlebnisse niederzuschreiben. Unser Essen war leider schlecht. Am Morgen und Abend gabs nur heisses Wasser, und nur wer Geld hatte, konnte sich dazu Tee und Zucker erstehen. Zu kaufen gabs alles. Mittags erhielten wir meistens Fischsuppe und etwas Gascha dazu. Das Fett fehlte aber darauf. Unsere hiesige Bewachungsmannschaft war gut. Sie bestand aus Landsturmmännern vom Tartarenstamm. Vielleicht waren die Verhältnisse in dieser Beziehung deshalb besser, weil wir 800 Türken, Zivilpersonen und Soldaten durcheinander, unter uns hatten.

Eine Reise nach Griechenland

Von Andrée von Orelli

Es fällt nicht immer leicht, mit der Feder zu schildern, was das Auge gesehen und das Herz empfunden hat. Aus Griechenland heimgekehrt, wollte ich dennoch versuchen, einige Eindrücke dieses gar nicht fernen und doch wenig bekannten Landes festzuhalten.

Griechenland, ein jeder weiss es, hat das Unglück, in Europa einen nur zu interessanten Platz einzu-

Zwei Antworten an die Stimme vom Lande

I.

Es ist immer sehr zu begrüssen, wenn Klagen und Fragen in der Art an die Oeffentlichkeit gebracht werden, wie es eine Bäuerin in der letzten Nummer des Frauenblattes tut. Die folgenden Ausführungen möchten ebenfalls der Verständigung dienen zwischen Stadt und Land, zwischen Behörden und Volk, zwischen Wissenschaftern und Laien. Ich bin als Bauernsohn aufgewachsen und zeitlebens mit dem Stand meiner Eltern und Brüder eng verbunden geblieben. Ich verstehe es gut, dass eine Landfrau erschrecken muss, wenn sie vernimmt, dass ein Obstvorrat von 2000 Wagen (es sind zum Glück nicht 3000) in Gefahr ist, zu Grunde zu gehen, und dass sie fragt: Was ist schuld daran? Schuld daran ist in erster Linie die Rekordernte des letzten Jahres, die zweitgrösste in unserem Lande je erlebte. Auch das Ausland produzierte aussergewöhnlich viel Obst; wir hören, dass z. B. belgische Bauern 40 Prozent ihrer Früchte unter den Bäumen liegen liessen. Ein bedeutender Export war deshalb für uns Schweizer unmöglich. Schuld am jetzigen Uebelstand ist aber auch unser Volk, das den grossen gesundheitlichen Wert des Frischobstes nicht richtig kennt und nicht voll schätzt und bedeutend mehr einheimische Früchte essen sollte, die immer billiger sind als importierte. Diese Fragen sind am 2. Februar in einer von der Alkoholverwaltung nach Bern einberufenen Versammlung besprochen worden. Man wird das Bestmögliche tun, um die Vorräte vor dem zu Grunde gehn und vor dem Gebranntwerden zu bewahren. Publikationen sind schon erschienen und Aktionen haben schon begonnen.

Eng damit zusammen hängt die Klage der Landfrau um das Fällen der vielen Birnbäume. Ich kenne und teile die Liebe des Bauern zu seinen schönen, alten Bäumen. Ich kann aber nicht genug betonen, dass es in unserm Obstbau keine Massnahmen gibt, die für Bauern und Bund vorteilhafter und notwendiger sind, als das jetzt empfohlene und subventionierte Fällen von Bäumen, deren Früchte nur schlechten Gär-Most oder Schnaps liefern. Es genügt noch lange nicht, wenn in einzelnen Kantonen 10 000 oder 25 000 Bäume fallen; es müssen einige Millionen verschwinden, wenn der Bauer den Segen aus seinem Obst und der Bund nicht den Schaden aus dem Schnaps haben soll. Es ist ja ein Glück, dass sich dank des Alkoholgesetzes der gewaltige Obstschnapsstrom des letzten Herbstes (ca. 10 Mill. Liter) nicht in das Volk, sondern in die Behälter der Alkoholverwaltung ergossen hat. Das kostet den Bund aber ca. 6 Mill. Franken. Er hat viel billigere Alkoholquellen in der Zuckerfabrik Aarberg, der Cellulosefabrik Attisholz und der Holzverzuckerungsanlage Ems. Dass Schnapstrinken eine Vergiftung ist, wissen heute viele. Dass aber die Verarbeitung von Obst zu Alkohol ein wirtschaftlicher Unsinn ist, das weiss man noch viel zu wenig. Wir haben immer noch 27 000 Brennhäfen, dazu viele fahrbare Brennereien in unserem Schweizer Land. «Hast du einen Raum, so pflanze einen Baum!» Ja! Aber einen, der Qualitätsobst bringt und damit weit grössere Erträge in finanzieller Hinsicht.

Am allereinschneidendsten in das Leben der Bauernfamilie sind wohl die Massnahmen zur Milchsanierung. Was es bedeutet, wenn ein Stück Vieh krankheitshalber geschlachtet werden muss, das weiss nur, wer es miterlebt hat. Wer aber bedenkt, welche Leiden die Tuberkulose in unser Volk bringt und welche Unsummen für ihre Bekämpfung ausgegeben werden, der muss den jetzigen Kampf gegen die Rindertuberkulose unterstützen, um so mehr, wenn er hört, dass nach Aussage eines kompetenten Arztes mehr als 10 Prozent aller Tuberkulose-Fälle auf Infektion mit dem Erreger der Rindertuberkulose zurückzuführen sind. Dass die Milchqualität bei uns noch viel zu wünschen übrig lässt, darüber ist ja die Briefschreiberin mit mir einig. Ich hatte früher als Lebensmittelexperte Gelegenheit, viele Ställe zu inspizieren und zu sehen, wie häufig die Milch beim Melken mit Kuhkot arg verunreinigt wird. Nur der grobe Schmutz wird nachher durch das Filtrieren zurückgehalten, der feine kann auch heute noch sehr oft bei längerem Stehen der Milch als dunkler Bodensatz nachgewiesen werden.

Milchwirtschaft und Obstbau sind die Grundpfeiler unserer Landwirtschaft. Möchten sich die Bauern nicht verschliessen für die Neuerungen und Verbesserungen, die ihnen unsere Versuchsanstalten und unsere landwirtschaftlichen Schulen vorschlagen!

Dr. A. Hartmann

II.

Liebe Landfrau,

Dein Ruf an uns Stadtfrauen zum besseren Verständnis Eurer Lage, drängt mich zu einer Antwort. Hast Du schon gesehen, dass ein gesunder kräftiger Tafelobstbaum umgeschlagen wurde? Gewiss nicht. Wenn neben den vielen alten und überständigen hie und da ein jüngerer Mostbirnbaum fällt, so kann man nur sagen, der ist in störrischem Konservatismus gepflanzt worden, obschon seit Jahrzehnten gegen das Pflanzen von Mostbirnen und für Tafelobst geschrieben wurde. Zudem wird für alle, auch die überständigen, eine Prämie bezahlt, sodass dies sicher nicht so schlimm ist.

Anderseits bin ich auch Deiner Meinung, dass man diesen Herbst und Frühwinter zu viel Südfrüchte in unsern Läden gesehen hat. Aber das Verkehrteste, was man da dagegen machen könnte, wäre ein Einfuhrverbot. Dann würde nämlich der Obstkonsum ganz allgemein stark zurück gehen — auch der Schweizer Apfel! Jeder Mensch, auch der Landwirt, hat es nach der langen und wieder drohenden Kriegswirtschaft gründlich satt, sich immer in seinen Kochtopf hinein reden zu lassen. Jeder Mann muss so schwer arbeiten, bis er das zum Leben seiner Familie nötige Essen verdient hat, dass er dann auch das auf dem Tische sehen will, was ihm zusagt und schmeckt. Es ist halt etwas ganz anderes, aus dem eigenen Garten auch weniger befriedigende Produkte, die einem aber nichts kosten, zu verwerten, als für Produkte, an denen man keine Freude haben kann, Geld ausgeben zu müssen. Für die Inlandfrüchte muss eben geworben werden, zuerst durch Qualität, dann durch die Organisationen, wie z. B. die Aktion «Das Gemüse der Woche», die sicher viel nützt, gerade weil sie an die Freiwilligkeit appelliert.

Ueberhaupt die Aepfel dieses Jahr: sehr viele sind gar nicht richtig ausgereift. Wer Tafeläpfel Bsortierung kauft, muss mindestens ⅓ davon als Kochobst brauchen. Dann die Sortenwahl: die beliebten Sorten, z. B. Jonathan oder Breitacher als ältere, waren sehr spärlich zu haben, dafür viel widrig saure Boskop und eine Menge sehr wenig bekannter oder wenig erfreulicher Sorten, wie z. B. Menznauer Jäger! Pflanzt doch ein kleineres Sortiment guter alter und neuer Sorten und auch nicht immer nur alles so saure Sorten und pfropft die schlechten alten Sorten um, dann gibt es bald bessern Absatz.

Und Hand aufs Herz, liebe Landfrau, wie steht es mit der Ueberschussverwertung des Obstes im ländlichen Haushalt? Ich habe noch immer gesehen, dass der Bauer seinen Speck sehr viel lieber hat als Gemüse und Obst — und so geht es eben auch uns. Du denkst wohl nie daran, wieviel Städter, bis tief in die bürgerlichen Schichten mit gutem Einkommen hinein darüber verärgert sind, wie stark sie ihren Konsum an Fleisch, Eiern und Butter einschränken müssen wegen der furchtbar hohen Preise, die sie dafür bezahlen müssen (wenn sie auch nur zum Teil an Euch gehen). Dies nicht etwa weil sie Vegetarier wären, sondern weil sie zu den Menschen gehören, die Kultur und geistige Werte, z. B. dass Bücher geschrieben, gekauft und gelesen werden für wichtiger halten, als Koteletts essen. In den intellektuellen Berufen kennt man in den seltensten Fällen den vollen Teuerungsausgleich, wie er Arbeitern und Bauern zugesprochen wurde.

Und nun gar Deine Schweizer Geschichte: Milch mit Krankheitsträgern ist alles andere als unserer, zu ihrer Zeit sehr fortschrittlichen Vorfahren würdig! Die rohe Milch im überall sehr verbreiteten «Café-crème» ist keineswegs eine «neue Mode». Und wenn es gelingt, durch Pasteurisieren den Konsum kalter Milch an Stelle von Bier oder Mineralwässern auszudehnen, wäre das für die Bauern sicher nur von Vorteil. Wenn es noch mehr nach den Wünschen der Landwirtschaft ginge, würde unsere ganze Exportindustrie kaput gehen und wovon sollen dann die hohen Preise für die Lebensmittel des Inlandes bezahlt werden?

Glaubst Du übrigens, die Pflege der durch die Milch erkrankten Menschen koste weniger, als die Milch kranker Kühe vom Frischmilchkonsum auszuschalten? Oh nein, liebe Landfrau, mit dem bequemen sturen Konservatismus verteidigt man nicht die gute schweizerische Sitte, sondern Schlamperei und sträfliche Gedankenlosigkeit. Ein Blick ins Ausland, hie und da, tut sehr gut und ist dringend nötig, um uns aus unserer eitlen schweizerischen Selbstgefälligkeit etwas aufzurütteln. Mit vereinten Kräften, Stadt und Land, heisst es den Karren vorwärts ziehen, denn wo es nicht vorwärts geht, geht es rückwärts.

M. Ernst

DITZLER
CONFITÜREN
... erfreuen den Gaumen!
Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import,
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

20 Jahre Verband bernischer Landfrauenvereine

Zwei Jahrzehnte des Wachsens und Wirkens bedeuten in unserer schnellebigen Zeit eine beachtliche Zeitspanne, und nichts vermag besser als einige Zahlen die Bedeutung des V. B. L. zu erhärten. 25 Vereine gründeten seinerzeit den Verband, heute gehören ihm 95 Vereine mit 7399 Mitgliedern an, ferner 7 Kollektiv- und 105 Einzelmitglieder. In den Lehrabschlussprüfungen des landwirtschaftlichen Haushaltungslehrjahres wurden im Laufe der Jahre 1208 Mädchen geprüft, in den im Jahre 1944 neu eingeführten Berufsprüfungen für Bäuerinnen konnte an 485 Bäuerinen die Urkunde überreicht werden und davon haben rund 80 sich zur bäuerlichen Haushaltleiterin ausgebildet.

Aus der Not der Zeit heraus wurde seinerzeit der Zusammenschluss der Landfrauen gegründet. Anstoss dazu gab der Bäuerinnentag an der «Saffa» im Jahre 1928. Eine Studienkommission wurde ins Leben gerufen, um die Fragen abzuklären. An all diesen Vorarbeiten hatte Frl. R. Neuenschwander massgebenden Anteil. Dem Vorhaben der Bernerinnen wurde Widerhall in der ganzen Schweiz. Auch international zeigte sich die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses und Meinungsaustausches, internationale Kongresse fanden statt. Trotzdem die Zeit für die Verwirklichung solcher Vorhaben gekommen war, brauchte es grosse Anstrengungen, Zähigkeit und Geduld. Nicht zuletzt waren die Männer in der Bauersame misstrauisch, denn sie befürchteten, alles werde nur dazu dienen, die Landfrauen dem Frauenstimmrecht zuzuführen. Dass sie es sind, die den grössten Nutzen davon haben, wenn ihre Frauen und Töchter dem V. B. L. angeschlossen sind, dürften die Bauern heute gemerkt haben.

Zur Jubiläumstagung und 18. Hauptversammlung hatten sich in dem von den Oberaargauer Landfrauen frühlingshaft geschmückten Festsaal des Berner Kursaals etwa tausend Bäuerinnen aus allen Gebieten des Kantons Bern eingefunden. In gewohnt überlegener Weise leitete Frau Daepp-Riem als Präsidentin die Tagung. In ihren Eröffnungsworten wies sie darauf hin, dass der Geist der Schicksalsverbundenheit das Schweizer Volk enger zusammenschliessen müsse, denn notwendig seien im Hinblick auf die unsichere Weltlage Opferbereitschaft und eine Stärkung der innern Front für den Frieden.

Einen gedrängten Rückblick auf die Aufgaben, welche seit ehedem den V. B. L. beschäftigen, gab in ihrem Sekretariatsbericht Frl. Dr. Siegenthaler. Wenig haben sich die Probleme geändert. Stand seinerzeit die Produktenverwertung im Vordergrund, so wurde später das Hauptaugenmerk auf das Bildungswesen gerichtet. Im ersten Jahre der Lehrabschlussprüfungen wurde ein junges Mädchen geprüft, im zweiten Jahre waren es sieben und im Jahre 1950 konnten 195 Lehrverhältnisse abgeschlossen werden. Für das begonnene Jahr sind schon 86 neue Lehrverhältnisse zu registrieren, was die zunehmende Bedeutung dieser Berufslehre wohl am besten beweist.

Anstelle der wegen Wegzugs aus dem Vorstand zurücktretenden Frau Freiburghaus wurde gewählt Frau Häberli, Präsidentin des Landfrauenvereins Zollikofen. Aufgenommen wurden 12 Einzelmitglieder.

Unter dem Titel «Erhofftes — Erreichtes und Erstrebtes» sprachen jetzige und ehemalige Präsidentinnen über die Arbeit des V. B. L. Anschaulich schilderte Frau Brönnimann-Kobel die erste Landfrauengrossveranstaltung im Jahre 1932. Mangel an Arbeitskräften und Absatzschwierigkeiten waren in den ersten Jahren die wichtigsten zu lösenden Aufgaben. In die Arbeit teilten sich vier Subkommissionen. Wohl war von Anfang an ein Sekretariat dringend nötig und wurde auch ins Leben gerufen, doch machte die Geldbeschaffung dafür manches Kopfzerbrechen. Während der Jahre der wirtschaftlichen Not im Bauernhause, 1933 bis 1937, leitete Frau Marti-Iseli den Verband. Ueberfremdung des Marktes mit ausländischen Produkten, Milch- und Butterschwemme zwangen zu Selbsthilfemassnahmen. Als Lichtblick fällt in jene Jahre die Annäherung von Stadt und Land, für welche sich Frl. Neuenschwander tatkräftig einsetzte. Ueber das Werden der bäuerlichen Hausdienstlehre orientierte sie in einem knappen Ueberblick und dankte Frau Dir. Schneider vom Schwand für deren wertvolle Hilfe, wie auch Frl. Minger, jetzige Frau Sonderegger, die ihr bei der Gründung des Sekretariates zur Seite stand. Sie dankte allen denen, durch deren Arbeit der Bäuerinnenstand an Ansehen gewonnen hat: den Präsidentinnen wie auch der seit 15 Jahren ihres Amtes waltenden Sekretärin.

In die Kriegs- und Nachkriegszeit hinein führte der Ueberblick von Frau Daepp-Riem. Sie erwähnte die Ausweitung des Kurs- und Vortragswesens, die Aufklärung über Selbstversorgung, die Mitarbeit in der kriegswirtschaftlichen Kommission und Vertretung in zahlreichen Organisationen. Willkommene Hilfe brachten Landdienst und Flickhilfe. Eine Sicherung für Gemüsepflanzer bedeuten die Anbauverträge, die noch viel mehr ausgedehnt werden sollten. Nicht klein sind die Aufgaben für die Zukunft. Mit der zunehmenden Landflucht heisst es den Kampf aufzunehmen, Förderung des bäuerlichen Standesbewusstseins und Ertüchtigung vor allem des bergbäuerlichen Nachwuchses sind neben vermehrter Selbsthilfe und den sozialen Massnahmen im Interesse der Dienstboten wichtige Aufgaben. Für die nächste Zeit steht die Aufklärung über das Landwirtschaftsgesetz im Vordergrund.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen sprach Regierungsrat Dewet Buri über «Die Bedeutung der Bäuerin in der bernischen Landwirtschaft». Trachtenfrauen von Wichtrach-Kiesen umrahmten den Vortrag mit frischem Gesang und anmutigen Volkstänzen. Der Referent führte aus, wie wichtig die Bäuerin nicht nur als Helferin ihres Mannes, sondern als Gestalterin des Heimes, Erzieherin der

Die Waadtländerinnen verdanken die Schweizerische Frauensolidarität

Dons reçus par le Groupe de Lausanne, pour sa propagande en faveur de la votation du 24 février pour le suffrage féminin communal facultatif.

Don Association Suisse pour le S. F.	300.—
Section de Thoune de l'A.S.F.	50.—
Union des femmes de Vevey	20.—
Comité d'action de Lausanne	50.—
Section de Lucerne de l'A.S.F.	100.—
Union des femmes de Lausanne	20.—
Union des femmes de Lavaux	20.—
Comité d'action Suisse	800.—
Section de Bienne de l'A.S.F.	25.—
Section de Neuchâtel	200.—
Club des Soroptimistes	100.—
Section de la Neuveville de l'A.S.F.	5.—
Section d'Aarau	30.—
Section de Colombier, Neuchâtel	15.—
Femmes de Colombier, Neuchâtel	15.—
Union des femmes de Moudon	100.—
Lessive de guerre, Lausanne	11.—
Amies de la jeune fille, Lausanne	10.—
Ass. des femmes universitaires. Lausanne	72.—
Ass. pour le SF. Berne	100.—
Ass. pour le SF. Genève	200.—
Ass. pour le SF. Locarno, langue allem.	45.—

Nous remercions chalereusement les donateurs, qui nous aident dans notre difficile tâche de réunir les Fr. 28 000.— nécessaires pour notre campagne. L'époque de la votation nous est très contraire, soit pour nos appels de fonds qui ne trouvent que peu d'écho, soit pour les déplacements dans les Alpes et le Jura, qui permet difficilement l'usage de voitures et complique beaucoup notre tâche.

Les dons les plus minimes sont reçus avec joie par l'Association vaudoise, groupe de Lausanne, ch. post. II. 3865.

nehmen. Unglück? werden Sie fragen. O gewiss; denn seit Jahrtausenden rauben Kriege, Parteieifersüchte und Streitigkeiten mit seinen Nachbarvölkern dem stolzen und zugleich sorglosen Griechenvolke den Atem.

Zu Schiff oder durch die Luft lässt sich Griechenland heute mühelos erreichen. Die Zufahrtslinien der Eisenbahn sind noch nicht benützbar. Was den Ankommenden zu jeder Zeit des Tages und in jeder Jahreszeit am stärksten überrascht, ist die Klarheit des Himmels und die milde Luft, welche ihn zaubrisch umfängt, noch ehe er den hellenischen Boden betritt. Oft schon fuhr ich den verschiedenen Küsten des Mittelländischen Meeres entlang, aber nirgendwo sonst fühlte ich diese unbeschreibliche Süssigkeit der Atmosphäre, die bis ins innerste Herz dringt und jeden in einen empfindsamen Reisenden verwandelt.

Ich möchte den Einzug in die Stadt Athen und einen kurzen Besuch auf der Akropolis zur Stunde des Sonnenunterganges beschreiben. Wenn sie den Hafen Piräus oder den Lufthafen verlassen, führt sie der Weg dem Meer entlang, das einmal ganz still in tiefem Indigoblau daliegt, ein anderes Mal vom Winde mächtig bewegt wird. Die Erde ist öd, braun, wie verbranntes Stroh, in fröhlicher Weisse stehen die Häuser da. Hier und dort eine Palme oder eine einsame Akazie, dazwischen verkrüppelte Pinien, Rhododendren und all dies Leben eingetaucht in den starken Geruch der See. Eine breite Strasse führt vom Hafen in die Stadt. Der Himmel nimmt rötliche Tönung an, die umliegenden Berge beginnen in dem der Stunde eigenen Rosa zu leuchten. Aber es will sich kein rechtes Gewöhnen an das Schauspiel der Farben einstellen, denn zu laut gebärdet sich der ungeheure Betrieb auf der Strasse, welche unaufhörlich Lastwagen und Autobusse durchrattern. Das erregte Leben der Grosstadt zieht in seinen Bann; Athen zählt mit seinen Vororten heute fast zwei Millionen Einwohner. Tag und Nacht setzt der Verkehr nicht aus.

An einer grossen Wegbiegung verlassen wir das Meer, um uns dem Landinnern zuzuwenden. Links erinnert ein mit verschrottbarem Armeematerial übersätes Feld an die letzten schweren Jahre, die sich mit Blut, Schweiss und Tränen ins Buch der grossen Geschichte des Griechenvolkes eingetragen haben. Hier befand sich vor zehn Jahren noch der Rennplatz.

Vertraute Umgebung begleitet uns; das Land hört nicht auf, öd und trocken zu sein; weiss und sehr scharf treten die kleinen Häuser hervor. Und jetzt erscheint zu unserer Linken unter dem rotflammenden Himmel in zartrötliches Licht getaucht der Tempelfelsen. Gewiss, aus der Ferne verschwimmen die Einzelheiten, aber was die Aufmerksamkeit völlig von dem uns umgebenden Alltagsleben ablenkt, das ist die Grösse und Einfachheit, in welcher die athenische «Hochstadt» dasteht. So vollkommen ist das hohe Gleichgewicht und der innere Friede des Anblickes, dass man meint, nicht Menschen, sondern die Götter selbst müssten die Akropolis errichtet haben. Landschaft, Farben und Baugestalt befinden sich in beglückendster Harmonie.

Der Autobus fährt unbarmherzig weiter und die Aussicht auf die Tempelanhöhe entschwindet wieder. Wir fahren in die Stadt ein. Moderne Wohnblöcke, Garagen und all das Drum und Dran der Grosstadt mahnen an die Gegenwart. Und doch! Mochte in diesem Lande auch viel zerstört worden sein, es blieb doch auch manches aus jenem Goldenen Zeitalter bewahrt, da Perikles Athen zur Perle des Mittelmeeres machte, wie er es in der Begeisterung des zum Künstler gewordenen Staatsmannes mit zärtlicher Verehrung nannte.

Ehe der Pilger den Aufstieg zum heiligen Felsen unternimmt, begegnet er zu seiner Rechten dem Tempel des olympischen Zeus. Die Bergkette des Hymettos gibt einen Hintergrund ab, dessen Schattierungen von Rosarot und Violett in dunkles Blau übergehen. Das Grün des nahen Parkes trägt einen fröhlichen Ton in die ernste Stimmung des Ortes. Die Säulen, in reinstem korinthischen Stil ragen aus gewaltigen Marmortrommeln zusammengefügt zum Himmel, und doch hat das der lichten Farbe verbündete Können des Menschen alles Schwergewicht aufgehoben. Auch der Marmor erglüht hellrötlich und das ganze Werk mutet wunderbar subtil an. Unsere athenischen Zeitgenossen fahren, wie ihre Ahnen, fort, unter diesen schönen Ueberresten zu leben, ihre Kinder in den Schatten der Säulenschäfte zum Spiel zu geleiten, ihre gefühlvollen Spaziergänge dahin zu lenken und dort zu politisieren und zu klatschen. Und wenn sich auch ihr ganzer Alltag in der Nähe dieser erhabenen Bauwerke abspielt, so vergessen sie trotz allem nie, dass sie selber die Abkömmlinge einer Welt und einer geistigen Gesittung sind, die unverlöschlich solange fortlebt, als das Menschengeschlecht seinen vornehmsten Ueberlieferungen nicht untreu wird.

Da diese wenigen Zeilen vor allem von Frauen gelesen werden, möchte ich hier eine Klammer anbringen und den Schweizerfrauen erzählen, was ihre griechischen Schwestern im Krieg geleistet haben. Während des italienisch-griechischen Feldzuges, in dem Augenblicke, da das griechische Volk dem Angreifer einmütig ein feierliches Nein entgegenschleuderte, gab es im Norden des Landes verlorene kleine Dörfer, fern jeden Verkehrs, wo das Leben hart, der Boden karg ist und der Bauer Tag und Nacht werken muss, um überhaupt bestehen zu können. Alle Männer waren zum Dienst aufgeboten. Die Unzulänglichkeit der Verkehrsmittel gestaltete den Widerstand täglich schwieriger und infolge des Mangels an Beförderungsmitteln versagte der Munitionsnachschub. Und in diesem Augenblicke verliessen die Frauen, ohne Befehl und ohne gebeten zu werden, Haus und Hof, um Maultieren gleich, den Transport an die Front zu sichern. Ungenügend bekleidet, oft ohne Schuhe, gelang es ihnen, trotz Kälte und Schneefall, Lebensmittel und Munition in die vordersten Linien zu schaffen, sie halfen dort, wo der Staat nicht mehr zu helfen imstande war. Sie kämpften so erfolgreich mit, die Front zu halten: des Ergebnisses entsinnen sie sich ja alle noch! Das war die Leistung des Volkes, die Tat der Bäuerinnen, von denen vier Fünftel kaum ihren eigenen Namen zu schreiben fähig sind.

Als im Jahre 1942 die Hungersnot das Land heimsuchte, war eine andere Gruppe griechischer Frauen berufen, ihre Tapferkeit zu erweisen. Es waren die Verwöhnten, die Reichen, die ein Leben lang Verhätschelten, welche nie gewusst hatten, was Arbeit heisst und das Wohlsein genossen! Ohne Lohn stellten sie sich in den Dienst des Roten Kreuzes. Das schweizerische Rote Kreuz zählte deren achtzehnhundert, die sich täglich um fünf Uhr erhoben, einen langen Weg unter die Füsse nahmen (denn allen Fahrzeugen war der Verkehr untersagt!) um den Kindern in Athen und im Piräus Milch und andere Nahrungsmittel auszuteilen. Es war damals jene grauenvolle Zeit, da der Hungertod die unschuldigen Kleinen in grosser Zahl dahinraffte.

Ich lasse diese das Gemüt noch immer tief bewegenden Erinnerungen an eine unvorstellbar dunkle Zeit und setze meinen Weg zur Akropolis hinauf fort. Ich möchte sie nicht langweilen und aller jener Bauten erwähnen, die sich uns vor dem Betreten des Tempelbezirkes zeigen. Jetzt stehen wir auf der Höhe. Zu ihren Füssen erstirbt die Stadt im Abend-

Kinder und Trägerin von Tradition und Kultur sei. Mancherlei Gründe, welche der Redner nicht näher umschrieb, sprächen nach seiner Ansicht gegen eine Verleihung der politischen Rechte, doch sollte die Arbeit der Landfrau je länger je mehr Anerkennung finden und man ihr auch durch Rationalisierung und Technisierung jene Erleichterung zu verschaffen suchen, die der Bauer für sich als selbstverständlich ansehe. Mit dem Dank an den V. B. L. für seine zwanzigjährige Tätigkeit und dem aufmunternden Zuruf, «dass sich immer durchsetzen werde, was gut sei», schloss Regierungsrat Buri seine Ausführungen. -er.

Der positive Weg

Es wird zur Zeit viel über den Frieden diskutiert, und wir alle wissen, dass der Aufbau zum Frieden keine leichte Aufgabe ist. Ja, mancher hält sie für unausführbar, wieder andere geben sich einem direkten Ideal-Optimismus hin. Es ist richtig auf den Bären im Schafspelz hinzuweisen. Doch trotzdem frage ich: Gibt es nicht eine noch viel stärkere Macht, als die Menschen und «Bären», deren Machtwille eines Tages doch der grössten Macht, die von oben kommt, unterliegen muss? Wir und alle Völker dieser Erde stehen unter einem grossen unumstösslichen Gesetz, das auch der stärkste Mensch nicht umwerfen kann, ohne dass er selbst fürchterlichen Schaden leidet. Was wir säen, werden wir unwiderruflich ernten, dieses grosse Gesetz der Natur ist so klar, wie der abgesandte Ton oder das Wort über das Mikrophon durch den Aether. Wir empfangen an der Endstation genau das, was wir ausgesandt haben. Und mit der Bildtelegraphie ist es genau dasselbe. Und wenn wir Weizen säen, so wird nie aus Disteln die Frucht bestehen. Wenn wir Unkraut säen, wie können wir erwarten, dass wir herrliches Korn ernten werden? Dieses Gesetz ist so klar auch für den einfachsten im Volke. Was aber noch immer nicht klar scheint, ist: Wo wir Hass oder Unfrieden, Zweifel und Missgunst säen, werden wir nur diese ernten können. Wenn wir jedoch Liebe, Güte, Verstehen und Wahrheit säen, so können wir nur von diesen die Früchte erhalten. Auch dann, wenn der Schein oft dagegen spricht für eine kleine Zeit. Es ist und bleibt das stehende Prinzip der oberen Macht, die wir Gott nennen. Es liegt nur an uns, an allen Menschen, allen Völkern dieser Erde, sich endlich einer besseren Saat zu widmen. Viele ahnen noch immer nicht die Samenkraft jedes einzelnen Gedankens, und die noch grössere Kraft des Wortes. Beides sind Samen, die wir dem Aether auf drahtlose Weise preisgeben und die ihre Schwingungen fortsetzen bis sie zur Erfüllung gelangen. Da aber die Gottesgedanken, die aufbauenden, positiven und optimistischen Lebensideen und -Worte weit grösser und stärker sind in ihren Schwingungen, als die gegenteiligen Gedanken, so ist es gesetzmässig, dass das letztere unterliegen muss.

Das heisst also, wir alle, gleich an welchem Platz wir stehen, sind betraut mit einer grossen, vornehmen Aufgabe, deren Erfüllung auf uns vielfältig zurückfällt. Wir müssen in dieser Stunde ohne allen Zweifel, alles Dunkle, Negative, Pessimistische ablegen und unsere Gedanken, Worte und Handlungen, der grossen, allumfassenden, allmächtigen Friedensidee zur Verfügung stellen. Kein Zögern, kein Unglaube mehr, alles muss klar und fest werden, damit wir frei werden für den Samen der Friedensbotschaft. Wir müssen über der Geissel des Pessimismus, der Furcht und Sorge zu stehen kommen und wirklich dem Ziel unserer wahren Erfüllung zustreben. Tag für Tag wollen wir Friedensgedanken senden, sei es durch Denken, Worte und Beispiele. Lasst unser kleines Volk zur Sendestation der grossen weiten Welt werden durch die Allmacht. Dann werden wir später spüren dürfen, warum uns die Gnade, bisher Friedensinsel zu sein, geschenkt ward durch all die Jahre hindurch. Ja, wir werden noch ungeahnten Segen erfahren, wenn wir unser «Talent» richtig anwenden werden. L. Phenn

An 13 Kraftwerken wird gearbeitet

Die unsichere politische Lage und die Energiekrise in den verschiedenen Ländern Europas sind für die Schweiz eine eindringliche Mahnung, ihre Energieversorgung auf landeseigenen Möglichkeiten auszubauen. Die Elektrizitätswerke haben diese Mahnung verstanden und betreiben einen sehr regen Kraftwerkbau.

Am Ende des Jahres 1950 wurde an 13 Kraftwerken gearbeitet. 9 dieser Werke sind zum Teil sehr bedeutende Neubauten. Es sind dies Birsfelden, Calancasca, Châtelot, Gondo, Oberaar an der Grimsel, Miéville-Salanfe, Marmorera-Tinzen, Verbano-Maggia und Wildegg-Brugg. Die Kraftwerksanlagen, die umgebaut und erweitert werden, sind Letten, Monchérand, Verbois und Dixence.

Bau und Ausbau dieser Kraftwerke wird uns im Winter 1955/56 bei extrem ungünstiger Wasserführung (inkl. thermischer Erzeugung und Einfuhr) eine Energiemenge von 5000 Millionen Kilowattstunden sicherstellen. Diesen Winter beträgt der Energiebedarf zirka 4250 Millionen Kilowattstunden, so dass — immer bei ungünstigsten Verhältnissen — eine Mehrabgabe pro Winterhalbjahr von 150 Millionen Kilowattstunden möglich sein wird. Bei nur mittlerer Wasserführung werden bedeutend grössere Energiemengen zur Verfügung stehen.

Da zu erwarten ist, dass noch weitere, bedeutende Werke erstellt werden, dürften im Winter 1955/56 wesentlich grössere Produktionsmöglichkeiten zur Verfügung stehen als sich auf Grund der bereits heute im Bau befindlichen Anlagen voraussehen lassen. E. W.

Merkblatt für die Eltern der Schulkinder über die Tuberkulose-Schutzimpfung mit BCG

herausgegeben von der Kommission schweizerischer Schulärzte und der Schweizerischen Vereinigung gegen die Tuberkulose

Im Schulalter wird die Ansteckung mit Tuberkelbazillen meist ohne Erkrankung überwunden. Einzelne Kinder sind aber nicht imstande, sich des Eindringlings kräftig genug zu erwehren; bei ihnen führt die Ansteckung zu einer leichteren oder ernsteren Tuberkulose.

Die Tuberkulose-Schutzimpfung zwingt den kindlichen Körper zur Herstellung von Abwehr- oder Schutzstoffen. Zu diesem Zwecke verwendet sie einen Impfstoff, der harmlose, abgeschwächte Tuberkelbazillen enthält. Sie ersetzt also die tuberkulöse Ansteckung mit gefährlichen Keimen, welche sich in jedem Leben einmal ereignet, durch eine unschädliche Massnahme.

Bringt man diesen Impfstoff in die Haut ein, so entwickelt sich in 2 bis 4 Wochen ein kleines, rotes Knötchen, aus dem sich manchmal einige Tropfen leicht getrübter Flüssigkeit entleeren. Schliesslich bleibt eine winzige Narbe übrig. Nur selten kommt es einmal zu einer Schwellung der Drüsen oder zur Bildung eines winzigen Abszesses an der Impfstelle.

Obwohl der Tuberkuloseschutz, der durch die Impfung erzeugt wird, nicht unverwüstlich ist und unter neuen schweren Ansteckungen zusammenbrechen kann, so ist er doch imstande, die Tuberkulose unter den Schulkindern noch mehr zurückzudrängen, als es den bisher üblichen Abwehrmassnahmen im Kampfe gegen die Tuberkulose gelungen ist. In den nordischen Ländern, in welchen die BCG-Impfung seit vielen Jahren in grossem Masstabe durchgeführt wird, sind deshalb die gefährlichen, tuberkulösen Erkrankungen der Kinder immer seltener geworden.

Wer die Ansteckung mit Tuberkelbazillen schon erfolgreich überwunden hat, verfügt bereits über jene Schutzstoffe, welche die BCG-Impfung vermitteln will. Es hat deshalb keinen Wert, auch diese Kinder der Schutzimpfung zu unterziehen. Vor jeder Impfung muss vielmehr vermittelst Tuberkulin-Proben sorgfältig untersucht werden, ob schon Tuberkulose-Schutzstoffe vorhanden sind oder nicht.

Der Impfschutz ist, wie bei jeder Impfung, nicht von unbegrenzter Dauer; immerhin kann man etwa mit einer Spanne von 5 Jahren rechnen. Die Tuberkulinprüfungen, welche in der Schule vom Schularzt regelmässig anlässlich der üblichen Untersuchungen durchgeführt werden, geben auch über die Dauer des Impfschutzes Auskunft. Es sind somit alle Voraussetzungen bereits vorhanden, um nötigenfalls rechtzeitig eine Nach-Impfung auszuführen.

Ich verwende täglich Raisinel — und wir?

In meinem Haushalt verwende ich das Raisinel sozusagen jeden Tag. Es ist eine Küchenhilfe, auf die ich nicht mehr verzichten möchte. Immer wieder finde ich neue Möglichkeiten, um meiner Familie die gesundheitsspendenden Eigenschaften dieses honigähnlichen, naturreinen Brotaufstriches nutzbar zu machen. Von den vielen Gründen die für eine Bevorzugung des Raisinel sprechen, zähle ich nachstehend einige auf.

Raisinel ist sehr konzentriert und nahrhaft, enthält es doch 75 Prozent Frucht- und Traubenzucker nebst wertvollen Mineralstoffen. Im Raisinel besitzen wir deshalb ein erstklassiges Kräftigungs- und Stärkungsmittel für Kinder, Erwachsene, ältere Leute und Rekonvaleszente.

Es enthält nervenberuhigende Substanzen, die rasch ins Blut übergehen. Der Raisinel-Schlummertrunk (1 Tasse heisses Wasser und 1 bis 2 Löffel Raisinel) wirken vor dem Schlafen Wunder. Heisser Lindenblütentee mit Raisinel gesüsst, hilft gegen Husten, Heiserkeit und Katarrh.

Raisinel bindet gut, ist aber dennoch leicht streichbar. Welch herrlicher, nahrhafter, leicht verdaulicher Brotaufstrich für gross und klein! Da Raisinel angenehm bindet, leistet es auch vorzügliche Dienste zum Süssen von Fruchtsalaten und Birchermüesli. Dank dieser Eigenschaft lassen sich unter Zugabe von Raisinel auch vorzügliche Gutzli (Lebkuchen, Leckerli, Spitzbuben usw.) herstellen. Schliesslich dient es auch zur Herstellung einer durchsichtigen, aromatischen Gutzli- und Tortenglasur (½ Tasse Raisinel mit 2 Löffeln Wasser zum Breitlauf kochen).

Raisinel schmeckt herrlich, ist aromatisch. Apfelmus und Apfelstückli werden sehr kräftig, wenn an Stelle des Zuckers Raisinel zugefügt wird, was sich besonders gegen das Frühjahr hin bei faden Aepfeln angenehm auswirkt. Rohes Apfelmus und Apfelsalat gewinnen an Aroma und Bindung durch Zugabe von 1 bis 2 Löffeln Raisinel unter die Sauce.

Raisinel ist so preiswürdig und ausgiebig, dass es in keiner Küche und bei keinem Café-Complet fehlen sollte. *R. Graf-Wüest*

Die Stimme des Auslands

Die «Hamburger Freie Presse» bringt in der Nr. vom 26. Januar eine ausführliche Schilderung der Lawinenkatastrophen in den Alpen, und fügt an die Adresse der Schweiz folgende sympathische Teilnahmsäusserung an:

Unser aufrichtiges Mitgefühl wendet sich allen Betroffenen zu, dabei besonders teilnehmend der Schweizer Bevölkerung, denn wir befinden uns gerade ihr gegenüber in tiefer Dankesschuld. Die Schweiz war es, die seit 1945 dem ausgehungerten und bettelarm gewordenen deutschen Volke in grosszügiger Hilfsbereitschaft beistand und ihm getreu ihrer Tradition uneigennützig zahllose Liebesdienste erwies. Das bleibt für immer unvergessen. Wir können nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; wir brauchen es auch nicht, denn das Schweizer Volk selbst wird den Appell seines Bundespräsidenten zur Sammlung für die Bergtäler in Uri, Glarus, Graubünden und Wallis aus dem Fundus seines Wohlstandes wirkungsvoll beantworten. Aber wir wollen uns als gute Nachbarn und als gute Europäer seelisch mit den Unglücksopfern verbunden fühlen in jener stillen, fraglosen Solidarität, die sich in guten und schlimmen Tagen über die Grenzen hinweg bewährt hat. h.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub Zürich, Rämistrasse 26. Montag, 19. Februar, 17 Uhr: Konzert des Genfer Trios: Isabelle Taillac, Gesang; Yvonne Amiguet-Bauty, Alt; Simone Hofer-Dumas, Klavier. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Basel: Frauenzentrale Basel. Die Frauenzentrale Basel ladet ihre Delegierten und Mitglieder ein zur 25. Jahresversammlung auf Montag, den 19. Februar 1951, 20 Uhr, in den Gelben Saal im Stadt-Casino, Eingang Barfüsserplatz. Traktanden: 1. Jahresbericht. 2. Jahresrechnung. Wahl der Revisorinnen. 3. Kurze Hinweise betreffend die Generalversammlung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine, 28./29. April. 4. Allfälliges. 5. Referat von Fräulein Dr. Ida Somazzi, Bern, über «Wir Schweizerfrauen und die Gefahren der Gegenwart.» Fräulein Dr. Somazzi ist Ihnen allen keine Unbekannte, und Sie werden sich mit uns freuen, dass sie sich bereit finden liess, über dieses Thema, das uns alle angeht, zu uns zu sprechen. Auf besonderen Wunsch haben wir dieses Mal die Jahresversammlung auf den Abend verlegt und hoffen, diese Zeit werde auch den Nicht-Berufstätigen angenehm sein. Bringen Sie auch weitere Mitglieder Ihres Vereins mit sowie Gäste. Alle sind uns willkommen! Wir empfehlen den § 7 unserer Statuten Ihrer Aufmerksamkeit und bitten, Wünsche und Anregungen bis spätestens 14. Februar an die Präsidentin zu richten.

Schaffhausen: Verein für Frauenbildung und Frauenrechte, Schaffhausen. Montag, den 19. Februar 1951, abends 8 Uhr, spricht in der «Randenburg» Herr Pfarrer Dr. A. Rich, Seminardirektor über: «Die Stellung des Christen zum Kommunismus.»

Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, 19. Februar, wird um 14 Uhr in der Sendung «Für die Töchter Evas» über den Pariser Mode-Frühling berichtet. — Mittwoch, 21. Februar, wird um 14 Uhr aus dem neuen Buch von Ingeborg Guadagna «Die Ehe der Vanna Licusn» vorgelesen. — Die Rubrik «Notiers und probiers» vom Donnerstag, 22. Februar, um 14 Uhr, enthält folgende Beiträge: «Hausfrauen schreiben. — Sammelsurium. — Das neue Rezept. — Was möchten Sie wissen? — Die drei Wünsche.» — «Die halbe Stunde der Frau» am Freitag, 23. Februar, um 14 Uhr, bringt ein Interview «Stewardess sein, heisst verantwortungsbewusst sein». Anschliessend «plauderet mer e chly» mit Schwester Emmy Gattiker. Um 21 Uhr werden« Us euser Frauehalbstund» folgende Themen geboten: «Fünf Minuten Politik: Vo Gsandte und anderne Grössene», von Nationalrat Werner Schmid; «Eine 90jährige Tösstalerin erzählt aus ihren Erinnerungen», von Amalie Gross-Lüssi und Olga Meyer; zuletzt folgt Elisabeth Thommens «Plauderei mit den Hörerinnen».

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

schatten. Vor Ihnen glänzt das leuchtende Meer in den festlichen Farben des Sonnenunterganges.

Der Anblick der Landschaft, die Erinnerung an die Geschichte, alles mahnt sie daran, in einem Lande zu weilen, wo die Kriege einander folgen. Da liegt die Insel Aigina mit verwischtem Umriss, violett-rot; dort ist Salamis, ist Skaramanga, Eleusis, um nur die erlauchtesten Namen zu nennen. Weit ist der Horizont. Man fühlt: die Erde ist gross. Am klaren Himmel gehn die Sterne auf und, ganz ins Anschaun und Staunen versunken, vergisst man für einmal, einer Welt und einer Gesellschaft anzugehören, in der man Pflichten und Sorgen hat.

O alles, wessen unser glücklichstes Auge gewahr wird, möchte man in sich hineinnehmen und für immer im Herzen bewahren dürfen. Die Propyläen laden mit ihren majestätischen Stufen ein; der Parthenon, gewaltig und dennoch leicht, der kleine Tempel der Nike, ein Meisterwerk des ionischen Stils, das Erechtheion mit den Karyathiden, diesen edeln Sinnbildern der Frauen, die eine Unsterblichkeit lang Lasten zu tragen gelernt haben. Ueberall das Schwere ins Gewichtslose vergeistigt, wie es dem Stil der Griechen eigen war.

Ganz nahe steht der heilige Olivenbaum, von welchem die Sage geht, dass ihn Athene pflanzte, um damit den Götterwettkampf vor Poseidon zu gewinnen und der Stadt ihren Namen zu verleihen. Noch ein Gang zum Peristyl und, der Welt vergessend, fragt unser Geist, ob er die Menschen oder die Götter mehr bewundern solle. Ganz eins fühlt er sich mit Ernest Renans «Gebet auf der Akropolis»: «Der Eindruck, den Athen in mir weckte, ist der stärkste, den ich je empfing. Es gibt einen Ort, wo die Vollkommenheit ist; es gibt deren nicht zwei: hier findet er sich! Ich habe mir dergleichen nie vorzustellen gewagt. Es war das Ideal, in pentelischem Marmor kristallisiert, das sich mir da offenbarte. Bis jetzt hatte ich geglaubt, die Vollendung könne nicht von dieser Welt sein. — Als ich die Akropolis sah, enthüllte sich mir das Göttliche.»

Gegen Norden steht die düstere Masse des Parnes, etwas weiter sieht man den Penteli, dessen Hänge jenen weissen Marmor hergaben, der in der Stadt schimmert, gestern, heute und morgen.

Bald entzündet die Stadt ihre Lichter. Tausende kleiner Punkte beginnen zu strahlen, und es sieht aus, als ob sich eine gleissende Welle daherwälzte. Wenn dem Wanderer gar das Glück widerfährt, dass in diesem Augenblicke der Mond aufgeht, dann fällt es ihm unsäglich schwer, diesen Ort zu verlassen. Denn ein neues Zauberspiel hebt an und viele behaupten, dass es noch schöner als das des hellen Tages sei. Sicher bleibt, dass es noch mehr vom Geheimnisse erfüllt ist und für alle Zeit an diesen hellenischen Boden fesselt. Man weiss nicht, woher diese Anmut und Milde, die Stille und Durchsichtigkeit der Luft stammen; aber man weiss, wie das Heimweh jene immer wieder nach Hellas zieht, die seine Schönheit mit eingenen Sinnen lebendig erfuhren.

COUCH

mit und ohne Bettzeugraum, 10 versch. Modelle, in Nussbaum, fourniert

ab Fr. 92.-

Dazu die guten

Dea-Matratzen

in den Preislagen von 165.—, 195.—, 264.—

Eigene Fabrikation 10 Jahre Garantie!

hans luginbühl

Spezialgeschäft für gute Bettwaren

Uraniastrasse 32, Zürich 1 Tel. 23 35 98

Verl. Sie meine Off.!

SCHAFFHAUSER WOLLE

MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMM

90 %

aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz, von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

Hotz A.G. TEIGWAREN sind Vorzüglich

Unsere Hausspezialitäten:

Schurterli, Zürcher Leckerli und Pralinés

Confiserie SCHURTER

Inh. Fr. Michel-Schurter GEGR. 1869

Tel. 34 32 32 beim Central ZÜRICH

Im Winter auch Sonntags geöffnet

Feine Delikatessen

Güggeli / Ravioli / Pastetli / Sulzen

Traiteur Seiler

Uraniastrasse 7, Zürich 1, Telephon 27 49 77

Pic-Fein Kochfett solls sein!!

Der heimelige Teeraum Marktgasse 18

Gipfelstube

W. BERTSCHI, SOHN ZÜRICH

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie

Zürich 1

Schützengasse 7

Telephon 23 47 70

Telephon 27 48 88

Filiale Bahnhofplatz 7